

DER SÜDTIROLER KROLAST

ZEITSCHRIFT DER SÜDTIROLER HOCHSCHÜLER

4. Jahrgang, Nummer 2

Bozen, März 1959

Jahresabonnement 500 Lire



BRIEFE AUS...

ROM

WIEN

(Theaterbrief)

Mit verklärter Märchenpoesie scheint Burgtheaterdirektor Adolf Rott von dem Theater Abschied zu nehmen, dem er mehrere Jahre als künstlerischer Leiter und Regisseur angehört hat. Neben Gozzi-Zoffs Stück „König Hirsch“, das zu Weihnachten seine Premiere erlebte, wurde kürzlich auch Ferdinand Bruckners subtiles Alterswerk „Das irdische Wägelchen“ aufgeführt. Beide Stücke weisen mehrere Parallelen auf: beide entfesseln in lebendiger, unbeschwerter Weise anmutigstes Theater. Und das muß man den Autoren recht hoch anrechnen, daß sie in unserer, von Atombombenpanik und Nervenkrieg zerrütteten Zeit sich besinnen und jenes Gebiet der zauberhaften Fabeln und Märchen aufsuchen, die Welt der Phantasie, die schon Shakespeares versöhnliche Altersweisheit gespeist hat. Wir glauben auch, daß uns so etwas oft weit mehr sagen kann und zu sagen hat als ein hintergründiges, doppelbödiges Zeitstück. Denn manche Stücke — sie können oft sogar sehr gut geschrieben sein — sagen eben doch nur einer oder zwei Generationen etwas und verschwinden dann in der umfangreichen Versenkung der Zeit, die bekanntlich der gerechteste Richter ist.

Das Thema der beiden Märchenstücke in moderner Bearbeitung ist die Begegnung des Guten mit dem Bösen, die Gegenüberstellung des echten Menschen mit seinem bösen Schatten, mit dem Menschen, der einer Maske gewichen ist. Im „König Hirsch“ begehrt der König die Unvorsichtigkeit, seiner bösen, machtgerigen ersten Ministern Tartaglia einen Zauberspruch zu verraten, der ihm als Geheimnis anvertraut worden war. So kann es geschehen, daß ihn dieser in einen wilden Hirsch verzaubert, während er selbst in den Leib des Königs fährt und in dieser Verkleidung sein Unwesen treibt, vergeblich jedoch der schönen Königin nachstellt, durch deren Treue das Märchen schließlich in eine nachdenkliche Heiterkeit ausklingen kann. Das Ich und der Leib — deutet uns das Märchen — sind durchaus nicht dasselbe, die körperliche Erscheinung kann oft täuschen, ja eine trügerische Maske sein. Entscheidend sind für den Menschen nicht die Augen, auch nicht der Verstand, sondern das Herz, mit dem der moderne Mensch „sehen“ muß und das sogar im schweißbedeckten Körper eines Hirsches für feine Ohren vernehmlich und laut schlägt. Komik und Ernst fließen in der gelösten, mythologischen Inszenierung, die „Märchenonkel“ Leopold Lindtberg in hervorragender Improvisation bietet, zusammen. In jedem Augenblick spürt der Zuschauer, daß es ein „Spiel“ ist, das aber

immer auf dem Absprung zur Wirklichkeit steht. In der echt „wienerischen“ Aufführung mit den zartgemalten Bühnenbildern spiegelt sich in graziler Art der venezianische Geist des Grafen Carlo Gozzi.

Die Leistungen wurden von allen, selbst „burgfeindlichen“ Kritikern als ausgezeichnet gewertet. Erich Auer als König und Hirsch, Aglaja Schmid als Königin, Theo Lingen als dämonischer erster Minister, Inge Konradi und das übrige Ensemble entsprechen den höchsten Anforderungen. Einzig Christiane Hörbiger, die wir in Meran als Melitta



Judith Holzmeister und Fred Liewehr in „Das irdene Wägelchen“ von Ferdinand Bruckner

in „Sappho“ sahen, spielt vielleicht doch noch etwas zu ungelöst und grob, wenn gleich die junge Schauspielerin in letzter Zeit offensichtliche Fortschritte gemacht hat und noch etwas zu versprechen scheint.

Die eigentliche Pointe des „Irdernen Wägelchen“ ist, daß das Stück vor rund achtzehnhundert Jahren geschrieben worden ist, von einem gewissen Cudraka, der nach der Legende über das Königreich Bidica herrschte. In diesem poesievollen Märchen, das sich aus moralischer Lehrhaftigkeit, Phantasie-reichtum und aus der unergründlichen Tiefe orientalischer Fabeln und Legenden zusammensetzt, ist das Gute und Böse noch akuter und schärfer einander gegenübergestellt. Die Bajadere Vasantasena liebt den verarmten, aber von der ganzen Stadt geachteten und geehrten Kaufmann Tscharudatta, dessen reines Herz die freizügige, aber seelisch unbefleckte Dame anzieht. Bald fallen die Hüllen der Scheu von ihnen ab und ihrer Liebe stünde nichts mehr im Wege, wäre nicht der böse Wüstling „Prinz“ da, der sich Gott gleich dünkt und von der schönen Bajadere verschmäht, auf Rache sinnt. Durch einen bösen Zufall bekommt er sie in seine Hände und würgt sie so sehr, daß sie wie tot darnieder sinkt. Der Kaufmann (Forts. S. 12)

Hans Benedikter

Verona, Bologna, Florenz, — Rom.

Flötzlich ist sie da, die Ewige Stadt; vor ein paar Sekunden ging die Fahrt noch durch Weiden und Getreidefelder und dann auf einmal ist man mitten drinnen. Gleich mit fünf-, sechsstöckigen Häusern beginnt sie und man ist enttäuscht.

Dafür wird man nachher um so mehr entschädigt. Wer Rom kennengelernt hat, lächelt nicht mehr über die Touristen, die wehmütig eine „monetina“ in die Fontana dei Trevi werfen. Rom, Ziel jahrtausendalter Sehnsucht, nur Südtiroler Hochschüler scheint es nicht anzuziehen!

Im heurigen Jahr ist es aber dennoch geglückt, auch hier die Südtiroler Hochschüler in eine Gruppe zusammenzufassen, da sich einige Kühne so weit nach dem Süden vorgewagt hatten.

Das Studentenleben wickelt sich hier nicht so ab, wie (von Mailand weiß ich's nicht) in den anderen italienischen Universitätsstädten. Rom ist zu ausgedehnt und an der Universität, der Città Universitaria, studieren zu viele, als daß ein besserer Kontakt zwischen den Studenten zustandekommen könnte. So ist es leicht möglich, bei denselben Vorlesungen (ich spreche jetzt von Jus, bei Fakultäten, bei denen Frequenzpflicht herrscht, ist es natürlich besser) für ein paar Wochen hindurch immer neue, andere Gesichter zu sehen. Auch gibt es keine bestimmte Straße und keine typischen Studentenlokale, in denen sich die Studenten gewöhnlich trafen.

Unser Verbindungsmann hat nun die ersten Schritte getan, um uns Südtiroler einigermaßen zusammenzuhalten. Das erste Mal war es mit einem Konzert, dann mit einem Theater und schließlich mit einer Oper. Aber nicht nur das. Wir sind auch schon über den Monte sacro gegen Tivoli hinausgewandert, um dem Lärm der Großstadt für einige Stunden zu entrinnen und vielleicht irgendwo draußen, an der schmalen, rotgedigen Straße oder an irgendeinem uralten Gemäuer den römischen Frühling zu überraschen. Leider findet man auf diesem Weg nur selten nette Bauernkneipen, dafür entschädigt jedoch der Anblick des schneebedeckten Soracte in der Abendsonne und der vorzügliche Wein. Dabei kann man die horrenden Preise der Veranstaltungen in der Stadt am besten vergessen.

Das Leben an und für sich ist in Rom nicht teurer als in anderen Städten Italiens. Man muß nur wissen, wo hingehen. Man hat natürlich viel mehr Nebenausgaben als in einer kleineren Stadt. Dafür bietet Rom aber jedem Studenten in jeder Beziehung ungleich mehr als die anderen Städte. Darum mögen sich die jungen Akademiker, denen es einmal durch den Kopf gegangen ist, in Rom zu studieren, nicht entmutigen oder gar von anderen davon abhalten lassen, südwärts zu fahren. Die Reisekosten lassen sich überwinden: man muß eben einmal darauf verzichten, heim zu Mutti zu fahren. Mit etwas gutem Willen und nachdem man die erste Zeit vielleicht öfters mit leerem Magen schlafengegangen ist, weil man mit Papas Scheck nicht bis zum Ende des Monats ausgekommen ist, lernt man auch das Sparen. Dafür ist man aber in Rom. Dieter Karner

Titelbild

„FAHRENDE“

Detailstudie aus einem Fresko
von Robert Scherer



„Mädchenkopf“

Zeichnung (Kohle) von Robert Scherer

nehmen zu müssen, die sich an die besprochene Linie halten. Eine Melodie an sich kann noch kein Jazz sein, sie wird es erst durch die Rhythmisierung und Tonbildung. Umgekehrt kann jede Melodie Anregung zur Jazzimprovisation sein. Die Melodie ist also nur der Grundstoff für den Jazzmusiker.

Der Jazz hat eine umfassende und vielseitige Geschichte. In Nordamerika, und hauptsächlich in New Orleans, kamen um die Wende des Jahrhunderts die verschiedensten Völker und Rassen zusammen: Franzosen, Spanier, Engländer, Iren und Neger. Zu ihren Gewohnheiten und Bräuchen gehörten natürlich auch ihre heimatlichen Gesänge und Tänze. Als sich die schwarze und die weiße Rasse auf musikalischem Gebiet begegneten, entstand der Jazz. Der Neger übernahm die Instrumente und die Melodien des Europäers und gab selber seinen Rhythmus und Ausdruck dazu. Bald übernahm er die christliche Lehre, die ihm half seinen Sklavenzustand besser zu ertragen, und sein religiöses Lied nannte sich Spiritual. Vor dem Spiritual hatte der Neger die Polka und den Marsch des Europäers mit seiner rhythmischen Auffassung bearbeitet und den Ragtime zum Entstehen gebracht. Diese zwei Musikarten, zusammen mit denen der anderen Völker, führten zur ersten Form des Jazz, dem New-Orleans-Stil. Eine gesteigerte Wärme des Arsdrucks kennzeichnete ihn. Es war die Musik des Negers. Die Weißen vergaßen auf diesem Gebiet ihre Vorurteile und versuchten ihre Musik nachzuahmen. Dabei entstand der Dixieland Jazz aber seine Melodien waren bereits glatter und einfallloser. Das, was dem Jazz des Negers das „Naturhafte“ verlieh, ging dabei verloren, und damit etwas sehr Wesentliches.

Um die zwanziger Jahre entwickelte sich der klassische Blues (klassisch, weil es einen ländlichen Blues schon lange zuvor gegeben hatte). Es war ein schwerwütiges Lied, in welchem der Neger seine Hoffnung auf das Glück dieser Welt den Wellen des Mississippi anvertraute, oder das in den Negervierteln von New Orleans gesungen wurde. Dieses Lied gab dem New-Orleans-Stil

neue Farbe. In Zukunft würde sicher in manchen Sätzen die Bluesstimmung mitschwingen. Die weiße Jazzart dieses Jahrzehnts wurde der Chicago Stil, dem Dixieland Jazz ähnlich, aber noch glatter. Die Melodien liefen hier meistens parallel. Außerdem gewann nun das Solo, mit der Saxophonfamilie hauptsächlich, immer größere Bedeutung. Die Folge war eine Aneinanderreihung von vielen Solo-Partien.

Die weitere Entwicklung führte in den dreißiger Jahren zum Swing, einer Musik mit wiegendem und schwingendem Rhythmus. Wieder zehn Jahre später kam es zum Be-Bop. Die Noten wurden nun auf das äußerste Maß zusammengepreßt. Rasende Tonbewegungen kennzeichneten diesen Stil. Aus Andeutungen mußte man ordentliche Zusammenhänge heraushören. Die weißen Musiker führten den Bop mit großen Orchestern auf und es entstand der Progressiv-Jazz, eine effektvolle und pompöse Musik, die bereits sehr intellektuell und abstrakt war. Manchen Musikern war diese Art Jazz zu schwierig und sie nahmen den Dixieland-Stil wieder auf.

Die Musik, die am Ende der vierziger Jahre entstand, nannte man Cool-Jazz. Es waren dies ruhige und ausgewogene Linien, teilweise von melodischer Schönheit. Dieser letzte Stil wird und wurde hauptsächlich von den Weißen gespielt.

Wenn man von Jazz spricht, so sind außer der Musik die Jazzmusiker und die Stätten des Jazz nicht weniger wichtig. Sie bilden auf diesem Gebiet eine geschlossene Einheit. Harlem, New Orleans, Chicago, Kansas City und Memphis: in ihnen wurden viele der bedeutendsten Jazzsolisten geboren. Diese Menschen drückten in ihrer Musik aus, wie sie lebten und fühlten. Ihre Instrumente sollten den Gesang der menschlichen Stimme nachahmen. „Ich spreche, was ich lebe“ sagte Sidney Bechet gelegentlich. „Für mich bedeutet Jazz einfach Freiheit in der musikalischen Sprache. Jazz ist die Freiheit, viele Formen zu haben“, meinte Duke Ellington über seine Musik. Diese Menschen und noch viele andere und ihre Städte stellen uns vor ein buntes Bild. In fast jeder von diesen Städten findet man einen Treffpunkt oder eine Straße für die Jazzmusiker. Der Neger freut sich über seine Musik: lustig, laut und lebendig. Sein Körper und sein Geist sind dabei eine Einheit. Aber Jazzmusik ist kein Stimulationsmittel. Jazz wird ohne Partner getanzt, im allgemeinen wird überhaupt nur selten nach dieser Musik getanzt. Die Leute hören zu Jazzmusik und Schlagermusik sind etwas Getrenntes. Leider wirft man Jazz und Schlager oft in denselben Topf und spricht von einem stark rhythmischen Schlager als von Jazz. Zur Betrübniß der Jazzfreunde ist ein Jazz auch häufig von der Schlagerindustrie mißbraucht worden. Der Blues wurde in schwülen Nachtlokalen als Tanz angepaßt, der Boogie und der Bop wurden in verrückte Hopserei mit akrobatischen Verrenkungen verwandelt. Für ein ungeschultes Ohr ist es allerdings oft auch schwer, den Schlager mit Jazzeinschlag vom reinen Jazz zu unterscheiden. Aber der Schlager bleibt als solcher bestehen, wenn er komponiert ist, während eine Jazzimprovisation von einigen Minuten wirklich nur diese wenigen Minuten dauert. Sie kann auf ähnliche Weise wiederholt werden, aber sie wird nie mehr ganz dieselbe sein. Man könnte

Kuno Seyr

Gebet

Glaub' ihm nicht, wenn er
nächstens wiederkommt und Dir
Schuhriemen anbietet
aus seinem Bauchladen. —
— Er hat Dich gesehen
noch eh' Du die Türe geöffnet, —
und wie Du ihm lächelst,
tritt er bei Dir ein
und breitet den faden Tand
mit flinkem, silbernem
Finger auf Deinem Diwan aus.
— Aber die vogelkrallige
Hand hat er unter
dem Handschuh verdeckt,
und eh' Du noch die Schnüre
zum Kaufe geprüft,
fällt er
über Dich
her und
schüttet Dir Äther
ins Gesicht.
— Glaub' ihm nicht,
wenn er nächstens wiederkommt
und Dir Schuhriemen anbietet!

Josef Zoderer

Epitaph

Ich hab' einen Besoffenen gesehen
er lag auf dem Gehsteig
die Leute sagten das Schwein
ich sagte es auch
weil ich nüchtern war
man grub ihn ein

Er war ein Trinker wie ich erfuhr
aus guter Familie zwar und reich
doch geleistet hatte er nichts wie
man sagt
im Leben
kaum jemand genützt wie man sagt

Ein paar Sprüche hat er gereimt
fünf oder sieben
aber zu traurig für das Gelächter
versoffener Zecher

Und dennoch
mir ist er lieb
wie Erde

sagen, daß das Element Zeit den Unterschied ausmache.

Jazz ist also die Musik des amerikanischen Negers, obwohl sie mit großer Begeisterung von den weißen Rassen nachgeahmt wurde und wird. Die schwarzen Menschen waren über dieses Nachspielen nicht sehr erfreut, wollten sie doch wenigstens ihre eigene Musik haben. Die ganze Tragik dieser Rasse wird uns in den Sätzen eines jungen Negers wieder einmal offensichtlich: „Wir schufen uns eine Musik. Aber so wie wir eine Musik haben, kommt der Weiße und macht sie uns nach. Er müßte sich doch einmal klarmachen, daß es in dem Augenblick, in dem er uns eingeholt hat, ganz aus ist. Wir können nur immer schwierigere Musik machen, immer abstraktere, damit wir endlich mal eine Musik haben, die nicht nur unsere ist, sondern auch unsere bleibt.“ CORNELIA SANSONE

APROPPOS FILM

„Das Haus, in dem ich wohne“

Es ist ein russischer Film. Vielleicht begegnen wir ihm zu Beginn etwas mißtrauisch. Aber dieses Mal stehen wir wirklich vor einem Kunstwerk, das in seiner Entfaltung kein ideologisches Ziel verfolgt. Der Film ist ein Produkt der sogenannten Tauwetterperiode der UdSSR, die nach Stalins Tod einsetzte und in der diese Art von Darbietung nicht länger Reflex der politischen Verhältnisse des Landes sein mußte. Tatsächlich kann dieser Streifen mit dem westlichen Film konkurrieren, und wie sehr er von der westlichen Welt anerkannt wurde, beweist uns der Preis, den er sich bei der Brüsseler Weltausstellung holte. Der Einfluß der italienischen neorealistischen Schule ist unverkennbar, auch wenn in den sowjetischen Filmen die dem italienischen Film zugrunde liegende Bitterkeit fehlt. Ein fundamentaler Optimismus ist von diesem Streifen nicht wegzudenken.

Ein neues Haus steht am Stadtrand von Moskau. Die zugewiesenen Wohnungen werden innerhalb einiger Tage bezogen. So wird uns Familie Dawydow mit Tochter Katja und Sohn Serjoscha bekannt. Nebenan das junge Ehepaar: Dimitri Kashirin, ein Geologe, der oft Forschungsfahrten unternimmt, und seine hübsche und empfindsame Frau Lyda.

Jahre vergehen. Katja hat geheiratet und Serjoscha ist zu einem zielbewußten jungen Mann herangewachsen, und Galja, das Töchterchen der oben wohnenden Wolynskis ist ein besonders anmutiges Mädchen geworden. Eine starke Zuneigung verbindet die beiden jungen Menschen miteinander.

Eines Tages kommt Kostja, der älteste Sohn der Dawydows, der Offizier ist, auf Urlaub nach Hause. Er verliebt sich in Lyda, die an der ständigen Abwesenheit ihres Mannes sehr leidet und Kostja gegenüber einmal schwach wird.

1941 bricht der Krieg aus. Lyda wollte ihren Mann verlassen, kehrt aber noch schnell zu ihm zurück. Er stellt sich dem Militärdienst. Vater Dawydow und Katjas Mann werden einberufen. Serjoscha meldet sich freiwillig und Galja geht als Schwester an die Front. Die Ereignisse überstürzen sich. Der Vater fällt. Galja fällt. Kostja kehrt mit einem Bein zurück. Lydas Mann ist gefallen. Das ist das traurige Resultat des Krieges. Zerstörte Menschen bleiben zurück: die Mutter ohne Mann, Serjoscha ohne Galja und Lyda ohne Dimitri. Aber das Leben steht nicht still... Serjoscha ist Geologe geworden. Zurück von einer Forschungsreise, bleibt er in Gedanken versunken vor dem Haus stehen und betrachtet die spielenden Kinder, die ihn an seine und an Galjas Kindheit erinnern. Am offenen Fenster ruft ihn seine Mutter zwischen Kostja und Lyda.

Das Schicksal einiger Menschen, die dasselbe Haus bewohnen — das ist der nicht unbedingt originelle äußerliche Inhalt dieser Geschichte. Das Spiel aber und der ethische Gehalt verleihen dem Film das „besondere Etwas“. Jede einzelne Gestalt ist stark ausgeprägt und

überzeugend. Alles Menschen, die sich einander lieben, brauchen und suchen. Sie leiden zusammen und freuen sich zusammen. Einfache, natürliche und odle Menschen, von herrlichen Schauspielern dargestellt.

Ueber dem ganzen Stück liegt eine gewisse Tragik — die Tragik der Menschen, die ehr fühlen denn wissen, daß das Leben sich erst im Leiden erfüllt. Jeder dieser Menschen fühlt tief und echt, Oberflächlichkeit ist ihnen völlig fremd. Ihre Schicksalsschläge nehmen sie tapfer hin, ohne Klage. Dafür klammern sie sich noch fester an das, was ihnen bleibt, und helfen und lieben einander noch mehr.

Man „erlebt“ diese Lebensgeschichte vom Anfang bis zum Ende und man verläßt den Kinosaal seltsam verwandelt. Die Menschlichkeit, die das ganze Stück durchströmt, überträgt sich dem Zuschauer. Der Gedanke nun, ob die Russen den Film jetzt aus propagandistischen Gründen im Westen zirkulieren lassen, um zu „zeigen“, wie wohl es dem



Galja und Serjoscha, die zwei jungen russischen Schauspieler aus dem Film „Das Haus, in dem ich wohne“

Allgemeinbürger gehe, wie „frei“ er leben und denken könne — wo uns das heutige diktatorische Regime alles andere als frei erscheint — bleibe jedem einzelnen Zuschauer überlassen. C. S.

„Der alte Mann und das Meer“

Hemingway hatte nie viel Glück mit dem Film. „Wem die Stunde schlägt“ konnte noch beeindrucken, dann gab es manchen ungluten filmischen Rummel um seine Bücher. Nun blieb uns auch die Verfilmung von „Der alte Mann und das Meer“, der Erzählung, für die Hemingway den Nobelpreis bekommen hatte, nicht erspart.

Das Buch hatte uns erschüttert. Damals (wir lasen es heimlich in der Schule) wurde es uns zum Inbilde für die Unzerstörbarkeit des Lebens, auch in seinem offensichtlichen Versagen: Dieser alte Mann, er fährt Tag für Tag aufs Meer hinaus und kehrt Abend für Abend in den Hafen zurück, mit leerem Boot, durch Wochen und Monate, bis dann plötzlich der Tag kommt, er spürt es, der entscheidende, der Tag der Abrechnung. Er fährt hinaus, allein, und fängt einen Fisch, so groß, wie er noch keinen gefangen hat, und dann beginnt der Kampf mit ihm, die Bewährung, und in diesem Kampf verdichten sich alle Erfahrungen des alten Mannes, Erinnerungen steigen auf, Träume erwachen, Gebete kommen ihm von den Lippen, die Lebensmitte ist erreicht, die große Chance hat nun auch den Alten eingeholt, spät, aber noch früh genug, das Glück ist offenbar geworden, hier, auf hoher See, im Ringen mit dem Fisch, und nirgends sonst. Das Glück ist nur für Augenblicke gemacht, Haie greifen den bezwungenen Fisch an, zerfressen ihn, der alte Mann und wir sind alle machtlos, uns wird genommen, wir werden verzehrt, Demut ist alles. In der Nacht nach dem zweiten Tag legt er im Hafen an, zerschunden, verwundet, mit beschädigtem Boot und dem grotesk enormen Skelett eines Fisches.

Natürlich kein Stoff für einen Film. Es fehlt die übliche Story, keine Frau, nur ein alter Mann, das Meer und der Fisch. Der Regisseur (John Sturges) ist recht ratlos, er ist keineswegs der Mann, der die hintergründige Dramatik dieser Geschichte transparent zu machen versteht. Hoffnungslosigkeit und Ausgesetztheit menschlichen Lebens, erschütternd realisierbar für Augenblicke, werden — ausgewalzt auf die zweistündige Dauer eines Films — unerträglich.

So wurde es ein Film der Längen und der Hilflosigkeit: der Fisch wird einem zu oft gezeigt (er ist aus Gummi), der alte Mann (Spencer Tracy) zeigt seine, wohl von Maniküre, nicht aber von lebenslanger, harter Arbeit gezeichneten Hände. Dabei schwätzt er zuviel. Tut er nicht den Mund auf, so meldet sich ein unsichtbarer Kommentator zu Wort, der zum Geschehen auf der Leinwand ganze Partien aus dem Buch erläuternd vorliest. Die Farben bei den diversen Sonnenuntergängen schillern in buntem Technicolor-Kitsch. Dazu: Still ruht die See... — lich —

MITARBEITER

des „Fahrenden Skolasten“ werden gebeten, ihre Beiträge für die nächste Nummer, womöglich maschingeschrieben, bis zum

25. April

an den Pressereferenten Konrad Neulichedl, Wien IX, Berggasse Nr. 18/14, zu senden.

Nichts ist so gut, daß es nicht besser gemacht werden könnte. Zumindest darf man den Versuch nicht scheuen. Und vielleicht kommt es vornehmlich auch nur darauf an, daß man immer wieder neue Ansätze wagt. Daß man diese Ansätze nicht erstarren läßt. Daß man sie hin und wieder revidiert. Vielleicht ist Bemühung schon das Ziel.

Das ist auch der Grund, warum eine Umgestaltung unserer Zeitschrift versucht wird. Was wir am meisten fürchten, ist Stagnation. Lieber ein Zuviel an Bewegung, an Agilität und Unbefangenheit als ein Zuwenig. Da ist ja noch die alltägliche Wirklichkeit, die korrigieren, zurückschrauben, dämpfen wird.

Wir möchten in der Spannung leben, unsere Zeitung in der Spannung halten. Dazu hielte uns ja schon unsere politische Lage an. Wir sind nicht dümmere als andere, aber langsamer. Wir versäumen manchmal den Anschluß, dann wundern wir uns. Manchmal überspielen uns die anderen, wir haben dann das Nachsehen. Selbst wenn wir im guten Recht sind.

Die Politik oder die Wirklichkeit oder die Geschichte oder das Glück oder wie immer das auch heißen mag, was den Erfolg oder Mißerfolg unseres Lebens in einer Gemeinschaft bestimmt, fragt nicht immer danach, wo das Recht steht. Wer zuerst ankommt, ist Sieger. Da ist mitunter die Schnelligkeit ausschlaggebend. Um so besser, wenn auch das Recht mit ihr im Bunde ist.

Das heißt also, daß wir nichts Geringeres im Sinne haben, als uns zu verändern, uns wachsender zu machen, aufmerksamer und aufgeschlossener. Das klingt nach Phrase, uns ist aber tatsächlich ernst. Die Gefahr, die uns droht, ist die Abkapselung, die des einzelnen wie die unserer Gemeinschaft. Wir möchten da Wandel schaffen. Anstatt uns zu verlieren, wollen wir uns sammeln. Wir wollen aus unserer Unsicherheit, Abgeschlossenheit, Enge heraustreten, wir wollen zu allen Fragen Stellung nehmen, wir wollen diskutieren, die Kritik anderer ertragen und selbst Kritik üben. Wir wollen viel lernen. Dann, glauben wir, werden wir auch als Gemeinschaft stärker.

Am Anfang eines neuen Abschnitts stehen immer nur wenige. Das war damals, 1956, so, als „Der Fahrende Skolast“ gegründet wurde, das ist heute so, da eine Erweiterung seiner Basis angestrebt wird. Aber in der Folge lebt ein Unternehmen nur von der Mitarbeit vieler. Das sollte man jetzt allenthalben erkennen. Man muß die Feste feiern, wie sie fallen, und die Chancen nützen, wie sie kommen. Das Einmalige und Unwiederholbare einer Chance liegt nicht so sehr darin, daß sie sich überhaupt bietet — Chancen werden uns unaufhörlich und in unerschöpflicher Fülle geboten —, sondern in unserem zeitgerechten Zugriff, darin, daß wir sie — hier und jetzt — auch sehen und nützen. Nicht nur wenige, alle sollten das einschauen, denn alle werden gebraucht. Der einzelne vermag immer nur wenig, Stoßkraft und Gewähr für Haltbarkeit bringt erst die Zahl.

Wir wollen nicht übertreiben, es geht ja nicht um weiß Gott was. Es geht ganz einfach um etwas, worum alles Leben läuft: darum, das Seine zu tun, wie es

Claus Gatterer, gebürtiger Südtiroler, ist stellvertretender Chefredakteur der Wiener Tageszeitung „Express“ und Mitarbeiter der angesehenen Monatszeitschrift „Forum“ (siehe S. 7). Wir danken ihm für diesen Beitrag, in dem er uns das vielstrapazierte Problem Europa von einer neuen Seite her zeigt und hofft, daß die darin enthaltene Mahnung nicht überhört wird.
Die Red.

Unsere Denk-Schlamperei droht, zumal im Politischen, gefährliche Ausmaße anzunehmen. Wir reden von Europa und meinen damit den westlichen Rumpfkontinent. Wir folgen mit begeistertem Optimismus den Vereinigungsflügen politischer Rhetoren und verschweigen uns, daß ihre Pläne nur einen Teil des freien Teils Europas betreffen. Wir haben zwar die Welt, die sich hinter dem Eisernen Vorhang auf tut, noch nicht ganz als „vorderasiatisches Kolonialgebiet“ abgeschrieben, aber wir haben uns abgewöhnt, in Bukarest oder Lodz noch europäische Städte zu sehen. Natürlich erinnern wir uns mit dem gebührenden Respekt an den Aufstand der Posener Arbeiter; natürlich bewundern wir jene ungarischen Studenten, die 1956 den „Helden-Oktober“ entfacht haben; natürlich haben wir von der polnischen Studentenzeitung „Po Prostu“ und von ihrem Kampf gegen die kommunistische Partei vernommen: doch sind den meisten von uns die ideologischen Sorgen der Warschauer Studentenschaft als recht seltsam erschienen. Bei uns in Europa (das ohnehin nur „randeuropäische“ Franco-Spanien ausgenommen) kennt man solche Sorgen nicht.

Es bedarf heute schon einer geistigen Anstrengung, um dieses „andere Europa“ als echtes Europa anzuerkennen. Zu dieser Anstrengung raffen wir uns zwar noch auf, wenn es gilt, eines besonderen Anlasses zu gedenken (der Befreiung Ungarns von den Türken etwa) oder sich einen platonischen Protestabzuheucheln (etwa gegen die Einkkerkerung ungarischer Dichter) — aber im gewöhnlichen Werktagsdenken gehen wir solchen Ueberlegungen tunlichst aus dem Wege.

Dazu kommt unsere Ueberheblichkeit: Wir — die Westeuropäer — sind Nutznießer einer „alleureuropäischen“ Backhendzeit, wir haben soziale Wohlfahrt „mit sehr viel Wasserspülung“, und wengleich man osteuropäische Kommissionen gelegentlich um die recht auskömmlichen Staatsstipendien beneidet, möchte doch keiner seine Freizügigkeit, sein bißchen Budenkomfort, seinen Urlaubstrip durch zwei, drei Länder gegen die stipendierte Sicherheit von Staatsgnaden tauschen. Dieses Gefühl der Ueberheblichkeit aber läßt andere Gefühle — vor allem jenes der Trotzdem-

einem aufgetragen ist. Für die Gemeinschaft zu arbeiten, der man angehört. Das Unrecht zu bekämpfen, wo immer es auftritt; für das Recht einzustehen. In Freiheit und Unerschrockenheit. Eigentlich sollte uns gar nicht bange sein.
Konrad Neulicher

Zusammengehörigkeit und der Mitverantwortung — nur selten zu Worte kommen.

Dabei haben wir gar kein Recht darauf, überheblich zu sein (es sei denn, wir sähen in der motorisierten Satttheit unserer Völker tatsächlich die „Inkarnation“ aller Freiheitsideale). Wie oft kommt es denn vor, daß wir uns der echten, großen Vorzüge unserer Welt bewußt werden? Der Tatsache, daß wir Lohrfreiheit, Redefreiheit, Pressefreiheit, Versammlungsfreiheit genießen? Dieser schöne Kranz von Freiheiten ist uns so selbstverständlich geworden, daß wir — sei's aus Bequemlichkeit, sei's aus Ideenmangel — zumeist darauf verzichten, sie in Anspruch zu nehmen.

Diese Darstellung mag manchem als zu schwarz vorkommen. Sie ist es nicht. „Man denkt hier (in Westdeutschland) nur an sich und an sein Vergnügen, aber an das Wohl und die Zukunft Deutschlands bzw. Europas denkt keiner“, klagte unlängst ein aus der Sowjetzone nach Westen geflüchteter Student. Und ein anderer formulierte seine Klage noch eindringlicher: „Wir wollen dankbar sein, wenn die Sowjetzone den Westen nicht verläßt! Was es hier an politischer Ignoranz gibt, übertrifft meine schlimmsten Befürchtungen!“

Der Westen verfügt indes über eine ganze Reihe von Vorzügen, die der Jugend im osteuropäischen Bereiche — die großrussisch denkende Sowjetjugend ausgenommen — Respekt abnötigen:

- so die Tatsache, daß im Einflußraum der freien Welt seit 1945 jede Freiheitsbewegung zum Erfolg geführt hat;
- oder die Tatsache, daß sich das Prinzip der Selbstbestimmung im Westen mehr und mehr durchsetzt, daß England und Frankreich alljährlich wenigstens einer Ex-Kolonie die Freiheit geben, wogegen die Sowjets nicht einmal die winzige Freiheit ideologischer Abweichungen in nationalkommunistischem Sinne gestatten;
- oder schließlich die Tatsache, daß im Westen das Zeitalter der „öffentlichen Meinung“ insofern schon eine Realität ist, als ein vehementes Aufkochen der Volksseele imstande ist, nationale und internationale Ungerechtigkeiten zu verhüten.

Andererseits hat auch der kommunistische Osten seine echten Errungenschaften aufzuweisen und auf diese Errungenschaften sind die Bürger mit gutem Recht stolz, da sie ja innerhalb weniger Jahre verwirklicht wurden und die Ueberwindung einer rückständigen (oder reaktionären) Vergangenheit darstellten: Dazu zählen vor allem die (indessen freilich zugunsten der Kollektivierung wieder weitgehend rückgängig gemachten) Agrarreformen, die Einführung der Rechtsgleichheit von Mann und Frau und die Schaffung besserer Erziehungsmöglichkeiten für die Kinder.

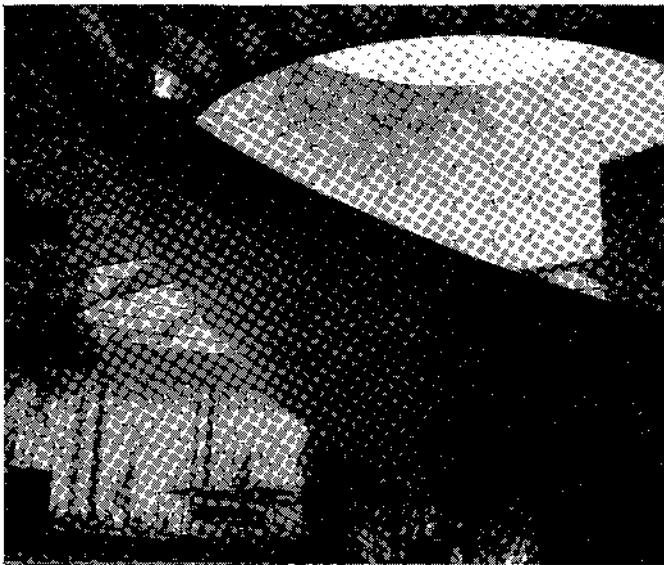
Gerade auf diesem letzten Gebiet muß ein — östlich gesehener — Vergleich zwischen West- und Osteuropa zu un-

Präludium

Er war mit dem letzten Flüchtlingsstrom über die Grenze geschwemmt worden. Woher er kam, das konnte er nicht sagen. Vielleicht wußte er es. Aber es fiel ihm nicht ein. Er war einer von vielen. Schon seit Tagen war er unterwegs. Die andern waren von ihm abgestorben nach und nach. Er hatte nicht auf sie geachtet. Sie waren liegen geblieben oder hatten sich in eine andere Richtung gewandt. Was kümmerte es ihn! Seit einem Tag und einer Nacht

Minute, eine Sekunde, die er sich hinschleppte, während vor seinen Augen aus der Ebene Schatten von Mauern emporwuchsen und sich sekundenlang vor seine Blicke stellten. Irr vor Verlangen torkelte er auf das Spiel zu, warf seine Hände nach den verschwimmenden Schatten und sank, als das Traumbild unter seinen Fingern nicht zerrann, in eine sanfte Umnachtung. Wärter des Gefangenenhauses — um ein solches handelte es sich — trugen den Bewußtlosen in einen Raum, auf dessen Tür „Strafaufnahme“ stand.

JOSEF ZODERER



Stefan Rabanser:
„Ausstellung“.
3. Preis *acquo* beim
Photowettbewerb
der Südtiroler
Hochschülerschaft.

war er nun allein und er trug schwer an seinem Körper. Er spürte den Hunger. Aber er war ihn schon gewohnt. Schlimmer war der Durst, der ihn quälte. Der Boden war hart gefroren... Vielleicht hatte er Fieber. Vielleicht war er krank. Er war zu müde, um es zu wissen. Er wußte auch nicht, wohin er wollte und was sein Ziel war. Er war unterwegs. Weg von etwas, hin zu etwas.

Ein kleiner, gekrümmter Schatten schwankte über die weite, endlose Ebene. Die Ebene sah ihn, sah ihn stolpern, sah ihn stürzen, sah ihn liegen und sich weiterraffen. Lautlos lauschte sie seinem Lachen, das zeitweise kurz und heiser von seinen Lippen sprang. Wie der flebrige Atem aus seinem Munde, so stiegen Träume und Wünsche in ihm auf, flebrig und schmerzhaft. Bilder flackerten vor ihm auf. Zu kurz, zu schnell, zu fern, um sie zu haschen. Er sah Mauern vor sich, er sah Wärme, er sah Geborgenheit. Er wankte darauf zu. Er war schon daran, sie zu erreichen. Er hörte Stimmen, er vernahm flüssiges Rauschen, er streckte die Hände aus — da wurde der Boden plötzlich unter ihm weich und zerrann unter ihm wie Sand. Und es war Sand. Er wühlte seine Arme in den lockeren Boden. Seine Zunge brannte, und er fand nichts als Sand, so tief als er griff, Sand und nichts als Sand.

Vielleicht war es noch eine Stunde, vielleicht waren es zwei, vielleicht noch ein ganzer Tag oder auch nur mehr eine

„Man kann sich kaum vorstellen, daß es noch Menschen gibt, die leugnen, daß alle menschlichen Wesen frei geboren und in Würde und Rechten gleich sind. Oder, daß alle Rassen und Völker ohne Ausnahme eine einzige Familie bilden, die heute eine gemeinsame Menschheitsgeschichte durchlebt. Solche Wahrheiten können banal erscheinen. Es ist aber notwendig, sie unablässig zu wiederholen. Es ist vor allem dringend, die Folgerung daraus zu ziehen und, wenn man die Brüderlichkeit proklamiert, auch die praktischen Methoden zur Errichtung einer gebrüderlichen Gemeinschaft auf Erden deutlich zu formulieren. Denn die edelsten Grundsätze des Humanismus sind nur leere Worte, wenn sie nicht in Taten umgesetzt werden, das heißt, wenn sie bei unserer täglichen Arbeit nicht den ausdrücklichen Willen zum Frieden, zur Gerechtigkeit und zur internationalen gegenseitigen Hilfe entsprechen.“

Dies der Wortlaut der Botschaft, die der italienische Generaldirektor der UNESCO, Vittorino Veronesi, anlässlich der „Wochen der Brüderlichkeit“ im Namen der UNESCO an alle Welt richtete.

Jazz - keine Schlagermusik

Suchen wir im Jazz unser traditionelles Schönheitsideal, die Harmonie, werden wir ihm kaum begegnen. Die Melodiephrasen jagen sich oft in die entgegengesetzte Richtung. Wir müssen uns an diese Art von Ordnung erst gewöhnen. Es ist zuerst schwer, die Phrasen der einzelnen Instrumente gleichzeitig zu verfolgen. Wir bedürfen ja sogar bei unserer klassischen Musik eines geschulten Ohres, um die Stimmen der einzelnen Instrumente des Orchesters verfolgen zu können. Musik „empfinden“ und Musik „verstehen“ sind zwei stark getrennte Begriffe. Harmonische Musik wird uns schneller zusagen, weil wir sie empfinden, aber nicht unbedingt verstehen müssen, unharmonische Musik muß man verstehen, bevor man sie empfindet.

Das Zusammenspiel der Jazzmusiker ist nicht homogen. Der Jazzmusiker darf frei ausdrücken, was er empfindet, und weil er dabei etwas Wahres und Echtes ausdrückt, ist seine Musik schön — nur ist es eine Schönheit anderer Art. Außerdem dürfen die Töne nicht in der üblichen Reinheit der europäischen Musik getroffen werden. Zwischentöne werden bevorzugt. Ganz individuell ist die Tonbildung des Jazzmusikers, er ist Komponist und Interpret zugleich. Er ersinnt eine Melodie oder er variiert eine bereits bestehende. Er improvisiert,

er spielt oder spricht auf seinem Instrument und wenn die Musik verklungen ist, ist sie vorbei. Wenn die Komposition niedergeschrieben würde, so ginge der Charakter des Jazz verloren. Deshalb findet die Tonaufnahme im Jazz große Verwendung, weil durch sie Kompositionen festgehalten werden können, die sich eben nie mehr auf die gleiche Weise wiederholen würden.

Ein Jazzorchester besteht aus zwei Instrumentengruppen, einer rhythmischen und einer melodischen. Zu der ersten gehören Schlagzeug, Baß, Gitarre und Klavier, zur zweiten die Trompete, Posaune, Klarinette und die Saxophonfamilie. Zwischen diesen zwei Gruppen soll eine ständige Spannung bestehen, d. h. die Rhythmusinstrumente geben den Rhythmus an, während die Melodieinstrumente den Grundrhythmus zerstören. Es ist ein fortwährendes Aufrichten, Zerstören und Wiederaufrichten des Rhythmus. Zum „Verstehen“ des Jazz gehört nun auch das Hören und Mitempfinden dieses Spannungsverhältnisses. Vor dem Spielen treffen die Musiker oft ein Übereinkommen über den rhythmischen Hintergrund, sie besprechen ihn oder notieren ihn auf. Der improvisierende Musiker kann sich nämlich auf diese Weise viel freier und individueller entwickeln, ohne auf die übrigen Orchestermitglieder Rücksicht

Presseschau

Abwertung des Dokortitels

Der Dokortitel wird für sehr unterschiedliche Bemühungen und Fähigkeiten verliehen. Im günstigsten Fall ist er ein sichtbarer Beleg dafür, daß der Titelinhaber gelernt hat, sich der wissenschaftlichen Methodik zu bedienen und mit Hilfe dieser Methodik zu bestimmten Erkenntnissen auf einem meist sehr engen Spezialgebiet zu gelangen. Im ungünstigsten Fall dagegen wird im Dokortitel nur bescheinigt, daß der Titelinhaber es verstanden hat, sich einen bestimmten Wissensstoff für die Rigorosa einzutrichtern.

Im Laufe der letzten vier Jahrhunderte hat der Dokortitel ständig an wissenschaftlicher Bedeutung verloren, dafür aber an Sozialprestige gewonnen. Seit dem ersten Weltkrieg scheint dieser Prozeß besonders schnell abgelaufen zu sein. Zwar ist der Dokortitel nach wie vor der höchste akademische Grad und Voraussetzung (wenn auch nicht mehr, wie ursprünglich, einzige Voraussetzung) für jede wissenschaftliche Lehrtätigkeit, aber nur eine Minderheit von Doktoranden erstrebt den Titel als Grundlage für eine spätere Habilitation. Viel wichtiger ist den meisten das mit dem Dokortitel verbundene gesellschaftliche Ansehen oder die erhöhten beruflichen Aufstiegschancen.

(Die Zeit, Hamburg)

Jugend und Motor

In der ersten Reihe der Leidenschaften, die viele junge Menschen heute sorgsam pflegen, steht die Liebe zum Motorfahrzeug. Zeit und Raum werden mittels Pferdostärken und Geschwindigkeit zum Experimentierfeld für jugendlichen Mut und Uebermut, die eigenen Möglichkeiten scheinen mit zunehmendem Tempo im Quadrat wachsen zu können. Der Drang nach vorn wird ohne sonderliche Anstrengung in Bewegung gesetzt, der junge, diesem „Hobby“ verfallene Mensch erobert sich so seine Welt. Aber diese Welt ist weder unüberschaubar noch unentdeckt. Sie ist genau vermessen und abgesteckt mit Meilensteinen, Bäumen, Betonpfeilern, Vorschriften. Sie besteht aus kleinen, schmalen Straßenbändern, und es sind ihr enge Grenzen gegeben. Der eine erkennt sie, der andere nie, ein Dritter zu spät. (Frankfurter Allg. Zeitung)

Europäische Universität?

... Andererseits manifestiert sich das Interesse, das in Bonn — und zwar speziell im Auswärtigen Amt — der Wissenschaftsförderung entgegengebracht wird, in der Planung einer europäischen Universität, die dem Euratomvertrag auf unerklärliche Weise entsprossen ist. Es ist dort lediglich festgelegt, daß für die Entwicklungsbedürfnisse der beteiligten Länder eine „Anstalt auf Universitätsniveau“ errichtet werden soll, das heißt mit der klaren Begrenzung auf einen Spezialzweck, die nur die Frage offen läßt, welche Fachdisziplinen sich daran beteiligen und auf welcher Ausbildungsstufe Studierende zu dieser Anstalt zugelassen werden sollen. Soweit die vertragliche Grundlage. Aus dem

Kokon dieser ganz eindeutigen Bestimmungen hat sich aber nun plötzlich ein Schmetterling entpuppt. Durch die Interpretation im Ministerrat von Euratom wurde daraus eine europäische Volluniversität. Professor Hallstein kommentierte: „Die Immatrikulation bedeutet das europäische Bürgerrecht.“ Aber was bedeutet sie im Unterschied zu den deutschen, französischen, italienischen Universitäten, denen ebenso von der Wurzel her wie in ihrem gegenwärtigen Bestand die Qualifikation „europäisch“ zukommt? Worin die besondere geistige Substanz dieser Institution bestehen soll, bleibt im Qualm der Phrasologie. Als faßbares Produkt läßt sich ebenfalls statuieren: die Graduierung zum Dr. rer. europ. Glaubt man denn im Ernst, bei irgendeiner Universität europäischer Tradition und Prägung dafür Verständnis zu finden?

(Stuttgarter Zeitung)

Liebe zu Latein

Es ist einer der Kernsätze aller Schulbildung: Es gibt so gut wie nichts, was man vergeblich gelernt hätte. Gilt dies auch für die sogenannten toten Sprachen, für Latein und Griechisch? Die Heiligtümer des humanistischen Bil-

dungsideals sind seit Jahren heftigen Anfeindungen ausgesetzt. Die Gegner sprechen von verlorener Zeit, von antiquiertem Bildungsballast. Die Freunde des humanistischen Gymnasiums aber schwören auf die Bildungsgehalte der alten Sprache.

Solcher Zwiespalt hat die Interviewer des Allensbacher Instituts für Demoskopie in Deutschland nicht ruhen lassen. Nach bewährter Methode befragten sie 2000 erwachsene Einwohner der Bundesrepublik und Westberlins über ihre Meinung zu diesem Problem.

Das Ergebnis der Umfrage ist auf jeden Fall überraschend:

58% der Gesamtbevölkerung halten den Latein-Unterricht für nützlich;

17% davon schränken ein: „falls man es im Beruf gebrauchen kann“;

30% empfehlen ein anderes Fach;

12% sind unentschieden oder ohne Urteil.

Die größte Überraschung der Umfrage ergab sich daraus, daß Menschen, die nur die Volksschule besucht haben — und das sind 82% der Bevölkerung — sich sehr stark für die Erlernung der alten Sprachen einsetzen: 52% für Latein, 26% für Griechisch. Daß ehemalige Gymnasiasten noch entschiedener dafür waren, sollte nicht verwundern. 87% der Abiturienten schwören auf Latein, 68% auf Griechisch. (Salzburger Nachrichten)

Die Zeitschrift

FORUM heißt im Untertitel „Oesterreichische Monatsblätter für kulturelle Freiheit“. Eine nicht eben kleinlaute Etikettierung und — soweit haben wir's gebracht — eine nicht mehr ganz un-

mehr anzufangen. Die leichtsinnige (oder böswillige) Verschleuderung der Bedeutungen unserer Worte ist schon seit geraumer Zeit in vollem Gang und wie lange solches unsere Sprache ver trägt, bleibt abzuwarten.

Aber nicht zuletzt dieser Vernebelung und Unredlichkeit im Geistigen scheint diese Zeitschrift den Kampf angesagt zu haben und so erweist sich der bemühte Untertitel diesmal nicht als Phrase noch als Schmalzei, sondern ist Ausdruck einer Haltung.

Freiheit der Kultur wird hier zwar sehr weit gefaßt, aber intransigent. Man läßt sich allen Spielraum, — Vertreter der verschiedensten Weltanschauungen äußern hier ihre Meinung —, nur der Unfreiheit weicht man keinen Zoll breit. So ist man sehr beweglich. Fragen des politischen und wirtschaftlichen Lebens werden zur Diskussion gestellt, Literatur, Film, Bildende Kunst gehören genauso zum Themenkreis.

Man diskutiert und polemisiert, und das mit Geist und Temperament, wenn's nottut auch mit Schärfe und Unerbittlichkeit. Es ist hier der seltene Typus einer Zeitschrift, die Klarheit des Profils mit Vielfalt der Aspekte zu vereinen weiß. Das hat sich so herumgesprochen und heute gilt „Forum“ als die repräsentative kulturpolitische Zeitschrift Oesterreichs. Die Zürcher Wochenzeitung „Die Weltwoche“ schreibt dazu: „Forum“ ist eine der leistungsfähigsten Zeitschriften in deutscher Sprache, vielseitig, geistvoll, unterrichtend, anregend, eine geistige Plattform, auf der ernsthaft, tapfer und graziös diskutiert wird. Obwohl sie nur monatlich erscheint, ist es der Redaktion gelungen, sie aktuell und streitbar wie eine Wochenschrift zu gestalten.

FORVM

OESTERREICHISCHE MONATSBLÄTTER FÜR KULTURELLE FREIHEIT

VI. JAHR WIEN · FEBRUAR · 1959 HEFT 12

HEINRICH BRUNDEL

DIE ERSTE UND DIE ZWEITE REPUBLIK

ZUM DENKJAHRE DER VERFASSUNG DER ÖSTERREICHISCHEN STAATSGESAMTVERFASSUNG

THOMAS SCHREIBER

WIE DIE UNO FUNKTIONIERT

DAVID ALLCHUBCH

FREIZEITGESTALTUNG IN RUSSLAND

ADOLF MERKL / FELIX ERVACORA / FRITZ XIENNER

DAS UNBEHAGEN IM PARTEIENSTAAT

HANS WEIGEL

VORSORGLICHER NACHRUUF AUF BERLIN

JÜRGEN SCHULZ

E. E. KISCH, DER ROTE REPORTER

DIE BESTSELLER 1958

EINE LANZE FÜR ERIKA MANN

PASTERNAK ÜBER SHAKESPEARE (II)

HEINZ POLITZER

VON WILHELM BUSCH ZU PAUL FLORA

ÜBER DIE LEUCHTKRAFT DES SCHWARZEN HUMORS

S. 6-

3112

mißverständliche noch unzweideutige. Was reflektiert nicht alles im schier unübersehbaren Wald der Zeitungen und Zeitschriften auf „Freiheit“ oder „Kultur“ und mit dem Sprüchlein nomen est omen weiß man schon lange nichts

BÜCHER

Stimmen hinter dem Eisernen Vorhang

Diktatur, Zwang, Unfreiheit. Es gibt eine Abkürzung dafür — UdSSR. Mag auch das Bild, das wir uns von den Zuständen in der Sowjetunion machen, oft schwarz-weiß sein, im wesentlichen aber wird es stimmen. Eines stimmt sicher: Mit der Freiheit der Persönlichkeit ist es nichts hinter dem Eisernen Vorhang. Der einzelne, seine Gedanken und Gefühle gelten wenig, das Kollektiv ist alles. So verlangt es einmal die kommunistische Ideologie. Sie ist der eigentliche Diktator. Wo aber eine Weltanschauung zum Monopol erhoben wird, ist für andere Meinungen kein Platz mehr. Für Individualisten ein wenig fruchtbarer Boden.

Aber hier soll nicht von Kommunismus im allgemeinen die Rede sein. Thema ist die Kunst, genauer, ein paar Werke der jüngsten Sowjetliteratur. Von Kunst aber kann nicht gesprochen werden, ohne an Freiheit zu denken. Kunst möchte ich mit Freiheit sogar identifizieren. Was ist Schöpferisches auch anderes als ein zweites Wort für Freiheit? Kunst kommt aus dem Leben, mag sie auch noch so fern vom Alltäglichen sein. Sie lebt aus dem Alltag, aus dessen Freuden und Leiden. An seinen Problemen kann sie nicht vorübergehen. Denn sie ist nicht Totes, sie lebt. Das muß gesagt werden, weil in der sowjetischen Gegenwartsliteratur soviel unecht und daher tot ist.

Man hört viel von den Fortschritten, Erfolgen und Errungenschaften der Sowjetwissenschaft. Geltung hat, was materiell verwertbar ist, was praktische Brauchbarkeit besitzt. Wenig Platz darum für Müße und die Muses. Mit diesem Pack räumte man gleich am Anfang auf, noch in den Zwanzigerjahren. Alles, was dem Volk, d. h. dem Staat nicht greifbaren Nutzen brachte, galt für schädlich. Die Künstler schlüpfen in Arbeiterjacken (Majakowsky malte und druckte Plakate!). Später wurde man humaner. Heute sind auch die Maler und Schriftsteller genauso wie Maurer oder Mechaniker in Kollektiven zusammengefaßt. Daß die Sowjetliteratur tendenziös ist, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Sie hat dem Genossen X zu sagen, was für ihn gut und was für ihn schlecht ist. Problematik im westlichen Sinn fehlt ihr, von Kritik ganz zu schweigen.

„Tauwetter“

Mit dem Tod Stalins änderte sich einiges, wenn auch nicht viel. Auf dem Büchermarkt gab es eine Sensation, „Tauwetter“, ein Roman von Ilya Ehrenburg. In diesem Roman wurden Gedanken laut, die in der Sowjetunion etwas Erstmaliges, für den Westen eine Sensation waren. Schauplatz des Romans ist ein Stahlwerk, Mittelpunkt eines Arbeiterstädtchens. Um dieses Werk kreist das Leben der handelnden Personen. Von Maschinen wird viel geredet, auch von der Partei. Wichtiger aber ist Ehrenburg der Mensch, so wie er ist. Und das ist neu. Vier Liebesromane sind das Gerüst des Romans.

Das Anliegen des Autors ist das Menschliche, die Persönlichkeit des einzelnen, seine eigene Meinung — nach Feierabend. Ehrenburg hat sich in seinem „Tauwetter“ nicht von der gewohnten Schablone und Attrappe gelöst. Er ist weit davon entfernt, der Parteiideologie den Kampf anzusagen. Dafür liebt der Zyniker Ehrenburg viel zu sehr seine komfortable Villa, die ihm der Kreml eingerichtet hat. Er weiß ganz genau, was er wagen kann, wie weit er seine Kritiklust treiben darf. Den Wert der freien Meinungsäußerung betont er mehr als einmal. Kritiklose Marionettenfiguren, die gedankenlos nach den Parteianweisungen handeln, ohne ihr Herz zu fragen, kommen bei ihm schlecht weg. Gut ist der Mensch, der sich selber treu bleibt, der ehrliche. Das wundert einen bei Ehrenburg. Er ist doch ein Künstler! Obwohl dieser Roman mit Kunst wenig zu tun hat und Ehrenburg Besseres geschrieben hat als das „Tauwetter“.

„Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“

Wladimir Dudinzew ist deutlicher. Eine schrille, kritische Stimme. Der Held seines aufsehenerregenden Romans „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“ ist ein Einzelgänger, Idealist bis zum Verleiden. Physiklehrer in einer Werksiedlung irgendwo in Sibirien, hat er eines Tages eine Idee. Er macht eine Erfindung — irgendeine Maschine zur Herstellung von Gußröhren. Um an seiner Erfindung ungestört arbeiten zu können, gibt er seine Lehrstelle auf, zieht zu einer halbverhungerten Arbeiterfamilie in Untermiete, verhungert beinahe selbst. Außerhalb jeden Kollektivs kann er von niemand Unterstützung erwarten. Doch er weiß, seine Idee ist gut. Auch die Ingenieure, Konstrukteure und der Direktor des Werkes, denen er seine Erfindung vorlegt, wissen das. Aber er ist Individualist, nicht bereit, zum Schaden seiner Erfindung Kompromisse einzugehen. Er wird auf die Seite gelegt. Jahrelang kämpft er für seine Maschine, schreibt Briefe und Beschwerden an Wissenschaftler und Minister. Erfolglos. Seine Maschine wird nicht gebaut, die Idee aber von andern gestohlen und verwertet. Und dennoch bleibt der Individualist am Ende Sieger. Dank einiger guter Menschen, die es auch im Sowjetrußland Dudinzews gibt. Der Roman, der im Grunde eher langatmig und ohne literarischen Wert ist, bietet dem Autor genügend Gelegenheit, Schwächen und Blößen im Verwaltungsapparat zu kritisieren. Seine Kritik richtet sich nicht gegen die Parteiideologien, sondern gegen jene Menschen, durch deren Beschränktheit die gute Sache des Kommunismus vereitelt wird. Er rührt an das Tabu der Funktionäre, greift sie rücksichtslos an. Vor ihm hat das noch niemand gewagt. Und nicht zu vergessen: nicht das Kollektiv ist es, auf das er sein Loblied singt, sondern das Individuum, der selbstlose Idealist, der nicht nur „vom Brot allein lebt.“

„Doktor Schiwago“

Leider wurde dieses Buch zum Bestseller. Leider — nicht, weil es dessen nicht wert wäre, sondern, weil es für gewisse Dinge nicht gut ist, wenn sie zur Sensation gemacht werden. Um diesen Nobelpreisroman Boris Pasternaks wurde ein solches Tam-Tam gemacht, daß sogar der kleine Westler-Bourgeois über dieses Buch herstürzte, überzeugt, darin endlich schwarz auf weiß die Ad-absurdum-Führung des Kommunismus vorzufinden.

Aber für eine Schwarz-Weiß-Malerei ist Pasternak viel zu gut, viel zu sehr Künstler, Dichter. Die Kunst hat ein eigenes Einmaleins. Wenn sie überhaupt eines hat, dann ist sie alles, nur keine Rechnerin. Dudinzews Roman ist eine sachliche Aussage in Buchform, Pasternaks Werk ein Gedicht. Ja, ein 600seitiges Gedicht. Pasternak ist Lyriker. Das weiß man. Die Politik ist nicht seine

Boris Pasternak

Hamlet

*Geschwätz erstarb. Ich trat auf die Bühne.
Am Türpfosten lehrend
Versuche ich dem fernen Echo zu
entlocken,
Was meiner Zeit geschehen wird.*

*Nachtdunkel ist auf mich gelegt
Durch das Visier von tausend Opern-
gläsern.
Abba, Vater, so es möglich ist,
Laß diesen Kelch an mir vorübergehen.*

*Ich lieb' dein eigenwilliges Planen
Und bin bereit, die Rolle auch zu spielen.
Doch jetzt beginnt ein andres Drama,
Und nur für diesmal laß mich frei.*

*Der Handlungsablauf längst schon aus-
gedacht,
Und unentrinnbar ist des Weges End.
Ich bin allein. Rings um mich Pharisäer.
Das Leben ist kein Gang durchs Feld.*

Sache. Wie jedem Großen geht es ihm um mehr, um das Wesentliche. Und dennoch, der Boden, auf dem sich das Geschehen des Romans abspielt, ist ein politischer. Es sind die Jahre des Umsturzes, der großen Revolution, die Kindesjahre des Kommunismus geschildert. Man weiß nicht recht, ob Pasternak die Gestalt des Arztes Schiwago geschaffen hat, um anhand dieses Einzelschicksals die Jahre der Revolution festzuhalten, oder ob er die Revolution als Hintergrund genommen hat, damit sich davon die Wesensart, die Geisteswelt seines Romanhelden entsprechend abhebe und zur Geltung komme. Ich glaube, die zweite Annahme mag zutreffen.

Aus besten Kreisen stammend, in besten Kreisen aufgewachsen, heiratet der junge Arzt Schiwago ein Mädchen aus besten Kreisen, Tonja. Klug und gut, hat er den Blick für das Unverfälschte, die Distanz zu den flüchtigen Dingen und die musische Beziehung zum unveränderlich Gültigen im Leben. Seinem Wesen entsprechend ist er für alles Neue und Fortschrittliche aufgeschlossen, auch für die Ideen der Revolution. Er bejaht sie, sieht sie aber als Teil, als Glied in der großen Geschichte

Aus der Tätigkeit der Südtiroler Hochschülerschaft

Am 28. Februar 1959 fand die zweite Vorstandssitzung der Südtiroler Hochschülerschaft in diesem Jahre statt, zu welcher auch die Verbindungsmänner und der Aufsichtsrat eingeladen worden waren.

Den ersten Punkt der Tagesordnung bildete der Tätigkeitsbericht der Verbindungsmänner und die Programmübersicht für die an den verschiedenen Hochschulorten zu entfaltende Tätigkeit. Aus den z. T. sehr umfangreichen Berichten der Verbindungsmänner ließ sich entnehmen, daß an den verschiedenen Hochschulgruppen eine recht erfreuliche kulturelle Tätigkeit zu verzeichnen ist. Mit großer Genugtuung konnte der Vorstand feststellen, daß auch die Hochschulgruppen an den italienischen Universitätsstädten nicht müßig sind und daß trotz der nachteiligen äußeren Umstände ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl unter den dort studierenden Hochschülern herrscht.

Von den Verbindungsmännern wurde wiederholt die Frage gestellt, weshalb manche Hochschulgruppen bis jetzt nur einen so geringen Teil des ihnen zustehenden Kulturbeitrages erhalten hätten. Der Finanzreferent, Albin Hofer, wies darauf hin, daß die Südtiroler Hochschülerschaft einen Teil der Beiträge, die sie zur Unterstützung ihrer kulturellen Tätigkeit im vergangenen Jahr von der öffentlichen Hand zugesprochen erhalten hatte, erst jetzt ausgezahlt bekommen habe. Daraus erkläre sich die verspätete Auszahlung der Kulturbeiträge, die nunmehr ohne weitere Schwierigkeiten erfolgen könne. Anschließend wurde auch die Höhe des Kulturbeitrages für die neugegründete Hochschulgruppe Rom festgesetzt und für die Hochschulgruppen Mailand und Florenz ein Zuschuß bewilligt.

Der Referent für allgemeine Angelegenheiten, Wilfried Wörndle, richtete abschließend einige Worte an die Ver-

bindungsmänner, wobei er unter anderem betonte, wie schon das Wort Verbindungsmann zum Ausdruck bringt, sei es Aufgabe des Verbindungsmannes, den Kontakt zwischen den Hochschülern an den verschiedenen Hochschulorten und dem Vorstand in Bozen herzustellen. Die Verbindungsmänner sollten sich auch ernsthaft bemühen, die an ihrem Hochschulort studierenden Hochschüler statistisch zu erfassen und sie eventuell auch zum Beitritt zur Südtiroler Hochschülerschaft zu bewegen. Verbindungsmann sollte nach Möglichkeit ein Student sein, der die Kraft habe, gemeinschaftsbildend zu wirken, und der somit auch in der Lage ist, eine Stärkung des Zusammengehörigkeitsgefühls unter den Hochschülern herbeizuführen. Außerdem sollten alle Hochschüler zur Mitarbeit an der Tätigkeit der Hochschülerschaft und am „Fahrenden Skolasten“ aufgefordert und angespornt werden, denn das Gedeihen der Südtiroler Hochschülerschaft hänge nicht allein vom Vorstand, sondern von allen Mitgliedern unserer Gemeinschaft ab. Wörndle brachte auch zum Ausdruck, daß die Verbindungsmänner nicht befugt seien, Erklärungen abzugeben, die Anlaß zu einem Urteil über die politische Haltung der gesamten Südtiroler Hochschülerschaft geben könnten, denn erstens sei vom Statut der Südtiroler Hochschülerschaft keine politische Tätigkeit vorgesehen und zweitens seien die Verbindungsmänner nicht die Vertreter des gesamten Verbandes.

Hierauf gab der Sonderbeauftragte für Studententitelfragen, Dieter Karner, einen kurzen Bericht über seine Tätigkeit. Er wies unter anderem darauf hin, daß darauf geachtet werden müsse, daß der österreichische akademische Grad genau dem im Studententitelabkommen vorgesehenen italienischen Titel entspreche, wenn ein reibungsloser Ablauf des Anerkennungsverfahrens gewährleistet werden soll. Die günstigste Uni-

versität für die Anerkennung eines österreichischen akademischen Grades sei die Universität in Rom, falls es dort die entsprechende Fakultät gibt; sie ermöglicht einen raschen und reibungslosen Ablauf des Anerkennungsverfahrens.

Anschließend berichtete der Finanzreferent über die Finanzgebarung unserer Organisation. Sozialreferent Dr. Matthias Frei gab einen Überblick über Zahl und Höhe der im laufenden Studienjahr an Südtiroler Hochschüler von öffentlicher Hand vergebenen Stipendien.

Auf Antrag des Präsidenten Günter Regensberger beschloß der Vorstand einstimmig, in Form einer Entschliebung des Vorstandes gegen die Demonstrationen gewisser italienischer Studenten für die „italianität“ Südtirols zu protestieren.

Hierauf berichtete Wörndle über den Stand der Vorbereitungsarbeiten für die kommende Studententagung, deren Gesamtthema „Jugend und politisches Leben“ lautet.

Marjan Coscutti sprach über die Arbeiten zu den Meraner Hochschulwochen.

Eine lebhafte Diskussion wurde durch den Vorschlag des Pressereferenten ausgelöst, dem bisherigen Mitteilungsblatt „Der Fahrende Skolast“ eine neue Aufmachung zu geben und es in eine Kulturzeitschrift umzuwandeln. Der Diskussion wurde durch eine Abstimmung ein Ende gesetzt, in welcher der Antrag Neulichedls angenommen wurde.

Die Maturantenberatung und die jährliche Leichtathletikveranstaltung wurden auf einen Termin im September festgesetzt, der mit den Meraner Hochschulwochen zusammenfällt, um so eine größere Beteiligung erzielen zu können. Der genaue Termin der Maturantenberatung soll durch eine schriftliche Umfrage an den entsprechenden Schulen ermittelt werden, um den Wünschen der direkt Interessierten gerecht werden zu können.

Nach fünfstündiger Dauer wurde die Sitzung vom Präsidenten aufgehoben.

der Menschheit. Deshalb geht er in der verwirrenden Gegenwart nicht verloren. Das Erlebnis einer Gewitternacht gibt ihm mehr zu denken als die pathetischen Reden, die in dieser Zeit überall zu hören sind. Die Greuel und das unsinnige Blutvergießen, womit die Ideen der Revolution verwirklicht werden, stoßen ihn von jeder aktiven Mitarbeit ab. Während seine Freunde eifrig die neuen Anschauungen deklamieren und nach Amt und Würden trachten, schreibt er Gedichte. In der Zeit des Umbruchs, der Umgestaltung Rußlands, baut er, abseits vom Lärm des Bruderkrieges, am Rande der Taiga Kartoffeln an.

Die Liebe und das Leid werden ihm zum großen Erlebnis seiner Existenz. Schicksalhaft ist sein Leben mit dem einer verheirateten Frau verkettet. Schiwago liebt seine Frau Tonja, aber so wie man etwas Heiliges liebt. Seine Liebe zu Larissa, der Lehrerin von Jurjatin, ist etwas anderes. Das unbegreiflich Große der Leidenschaft, das unaussprechlich Alogische im menschlichen Herzen. Lara und Schiwago tra-

gen schwer an ihrem schmerzhaften Glück, an der Schuld ihren Familien gegenüber, die sie betrügen. Man könnte Lara eine Hure nennen, doch sie ist rein und unantastbar wie eine Heilige. Aber die Verhältnisse sind gegen ihr Glück. Schiwago gibt Lara frei, um sie zu retten. Denn er ist zum Staatsfeind geworden, obwohl er nichts getan hat. Doch gerade darum. Aber auch jetzt, da ihm die neue Zeit das Letzte und Größte genommen hat, klagt er niemanden an. Mit 37 Jahren ein alter Mann, verkommt er in einer Dachkammer in Moskau, von seinem ehemaligen Hausdiener geduldet, als Dummkopf. Umsonst versuchen seine alten Freunde, ihn zu überreden, endlich mit der Zeit zu gehen. Aber Schiwago bleibt sich treu, in aller Augen eine gescheiterte Existenz. Und so stirbt er auch.

Greller, unmißverständlicher hätte kein kremlhöriger Sowjetschriftsteller den Typus des „volksfeindlichen“ Bourgeois darstellen können. Ganz genau so wie Schiwago ist, soll der brave Genosse nicht sein: Einzelgänger, Außenseiter, der typische „Egoist“, der nicht

bereit ist, seine persönliche Freiheit zu Gunsten einer Idee zu opfern. Und jetzt das Verbrechen Pasternaks: Er verurteilt den Schiwagotyp nicht. Im Gegenteil, sein Zugrundegehen ist in den Augen Pasternaks nicht die Schlußbilanz eines verpfuschten Lebens, sondern der Sieg eines Menschen, der über aller Ideologie und Politik steht. Pasternak mißt nicht mit ideologischen Maßstäben den Wert eines Lebens. Kann man sich einen massiveren Vorwurf gegen Zwang, Diktatur und Unfreiheit vorstellen? „Das Rätsel des Lebens, das Rätsel des Todes, den Zauber des Genius, das alles haben wir verstanden. Was aber die kleinlichen Geschäfte der Welt, die Umgestaltung des Erdballs etwa, anbelangt, so müssen wir bedauern, daß sie unsere Sache nicht sind.“ Diese Worte sagt Lara von ihrem Geliebten und von sich selber. Besser könnte die Geisteshaltung Schiwagos nicht charakterisiert werden. Diese Worte drücken genau das aus, was Pasternak von den gegenwärtigen Zuständen in seiner Heimat denkt. Offener kann keine Aussage sein. — erer.

III. ARTIKELWETTBEWERB

Der Vorstand der Südtiroler Hochschülerschaft schreibt in Verbindung mit dem Landesausschuß Bozen einen Artikelwettbewerb für Aufsätze mit folgendem Thema aus:

1809 - 1959

Geschichte und Vermächtnis

Es kommen folgende Preise zur Verteilung:

1. Preis: L. 20.000
2. Preis: L. 15.000
3. Preis: L. 10.000

und drei weitere Preise zu L. 5.000.

Teilnahmebedingungen:

1. Zugelassen sind: a) alle Südtiroler Hochschüler; b) alle Südtiroler, die nach 1956 ihr Hochschulstudium abgeschlossen haben; c) alle Maturanten. Ausgeschlossen ist der Sekretär der Jury.
2. Die Aufsätze müssen maschinengeschrieben in fünf Exemplaren vor Ablauf des Einreichetermins anonym durch die Post mit der Angabe „Artikelwettbewerb des ‚Fahrenden Skolasten‘“ an das Sekretariat der Südtiroler Hochschülerschaft, Bozen, Dr.-Streiter-Gasse 20/II., gesandt werden.

Zur Identifizierung muß der Verfasser den Aufsatz mit einem Kennwort oder eigenen Titel versehen; die Kennwörter oder Titel müssen auf einem verschlossenen Briefumschlag, der Name und Adresse des Teilnehmers enthält, wiederholt werden. Nach der Entscheidung des Fünferausschusses werden die Umschläge mit den Kennwörtern der prämierten Aufsätze geöffnet und deren Verfasser benachrichtigt. Die übrigen Umschläge bleiben ungeöffnet. Die Verletzung des Anonymitätsgrundsatzes hat den Ausschluß der Bewerbung zur Folge.

3. Einreichetermin: 20. Juli 1959.

Preisverteilung:

1. Die Verteilung der Preise erfolgt durch einen Fünferausschuß, der wie folgt zusammengesetzt ist: Schulamtsleiter Dr. Fritz Ebner, Abgeordneter Dr. Karl Mitterdorfer, Assessor Hans Mayr, Dr. P. Hubert Ladurner O. F. M., Dr. F. H. Riedl.
2. Ein Sekretär ohne Stimmrecht wird vom Präsidenten der Südtiroler Hochschülerschaft ernannt.
3. Der Fünferausschuß wählt aus seiner Mitte den Vorsitzenden und legt das Verfahren der Preisverteilung fest. Die Arbeiten des Fünferausschusses müssen 40 Tage nach Ablauf der Einreichfrist abgeschlossen sein. Die Besprechungen des Fünferausschusses sind streng geheim.
4. Sollten sich bei der Vergabe der Preise Schwierigkeiten ergeben, so können zwei Drittel der Beträge ex aequo oder in einem anderen, vom Fünferausschuß festzusetzenden Verhältnis unter die Verfasser der besten Aufsätze aufgeteilt werden.
5. Die Entscheidungen des Fünferausschusses sind unanfechtbar. Die Zuweisung einer Prämie bedeutet keineswegs, daß der Fünferausschuß die Auffassung des Schreibers teilt.
6. Die Schriftleitung des „Fahrenden Skolasten“ behält sich das Verfügungsrecht über die eingelaufenen Arbeiten vor.
7. Die Ueberreichung der Preise erfolgt während der Meraner Hochschulwochen im Rahmen einer Feier.

ARCHITEKTUR AN DER T. H. MÜNCHEN

Offiziell sind für dieses Studium an der Technischen Hochschule acht Semester vorgesehen. Die Unterstufe wird nach den ersten vier Semestern mit der Vordiplomprüfung, die Oberstufe nach weiteren vier Semestern mit der Diplomhauptprüfung abgeschlossen. In der Unterstufe hat der Studierende ungefähr vierzehn Fächer zu belegen (denjenigen, die ihr Studium an der T. H. München jetzt beginnen wollen, wird empfohlen, sich das Vorlesungsverzeichnis zu beschaffen, da diesbezüglich jährlich einige Änderungen vorgenommen werden), die zusammen 34—36 Wochenstunden ausmachen. Dazu muß man mit Wochenaufgaben und Übungen aus einigen Fächern rechnen. Diese Fächer werden entweder nach dem dritten oder vierten Semester mit einer Prüfung abgeschlossen. Man muß diese Prüfungen innerhalb von zwei Semestern ablegen, d. h. wenn man in der zweiten Gruppe ein Fach nicht besteht, muß man im nächsten Semester auch die übrigen Fächer wiederholen. Eine Prüfung darf nur einmal wiederholt werden, d. h. daß das gesamte bisherige Studium vollkommen nutzlos war, wenn man eine Prüfung zum zweiten Male nicht besteht.

In der Unterstufe wird besonders auf eine technisch einwandfreie Ausbildung Wert gelegt, also auf „Hochbaukonstruktion“, während die künstlerische Seite des Berufes beim „Entwerfen“ zur

Geltung kommt, zu dem man erst nach vollendeter Vordiplomprüfung zugelassen wird. Zum Abschluß der Diplomvorprüfung ist der Nachweis über eine praktische Tätigkeit von mindestens acht Monaten im Maurer-, Zimmermann- oder Bauschreinerhandwerk notwendig, von denen mindestens drei Monate vor Beginn des Studiums abgeleistet werden müssen. Bis zum Ende des Studiums müssen im ganzen sechzehn Monate Praktikum nachgewiesen werden. Nach dem achten Semester wird die Diplomarbeit gestellt, die sich auf eine Zeitdauer von mindestens sechs Wochen bis höchstens drei Monate erstrecken kann. Nach Vollendung der Diplomhauptprüfung wird dem Studierenden der Titel des Dipl.-Ing. verliehen. Nach Vorlegung einer Dissertation architektonisch-gestalterischen Inhalts wird der Grad eines Dr.-Ing. verliehen.

Da in München der Andrang der Studierenden besonders groß ist, werden an sie immer höhere Anforderungen gestellt. So wurde jetzt die Aufnahmeprüfung eingeführt und auch die übrigen Prüfungen in den ersten Semestern werden von Jahr zu Jahr strenger gewertet. Denn „die Prüfungen sind das natürliche Sieb“, sagte heuer der Vorsitzende der Kommission bei der Eröffnung der Diplomvorführung! Es ist kein Zufall, daß im Jahre 1957 80% der Kandidaten bei der Hauptdiplomprüfung

durchgefallen ist. Die Lehrkräfte selbst machen aus diesen Schwierigkeiten kein Hehl, aber ihre Zahl und die ihrer Assistenten kann heute der übergroßen Zahl der Studierenden nicht mehr genügen. So wurde z. B. festgestellt, daß ein Student den Assistenten für seine Korrekturen in seinem Hauptfach pro Semester etwa 50 Minuten in Anspruch nehmen kann!

Abgesehen davon, daß das Niveau aus diesen Gründen ziemlich hoch gehalten wird — was am Ende zwar dem Studierenden selbst zugute kommt, was wir aber während unseres Studiums nur ungern wahrhaben wollen —, finde ich das Studium der Architektur in München geradezu ideal. Es dozieren an der T. H. München einige der bekanntesten Professoren Deutschlands, die selbst noch sehr viel bauen und die so den Studierenden die Möglichkeit geben, ihre Lehren an Ort und Stelle in die Wirklichkeit umgesetzt zu sehen. Professoren, Assistenten und deutsche Kollegen sind sehr hilfsbereit und Ausländern gegenüber sehr zuvorkommend. München selbst — als modern wiederaufgebaute Stadt — bietet gerade für das Fach Architektur mancherlei Anregung, abgesehen von den vielen Ausstellungen und Kunstdenkmälern, die ja nicht nur den Architekten interessieren. Auch in „außerdienstlichen“ Veranstaltungen bietet München — das braucht nicht näher erörtert werden — jedem das Seine nach seinem Geschmack, ja ich glaube sogar, daß sich gerade ein Südtiroler nirgends so gut erleben kann, wie in der urgemütlichen Hauptstadt Bayerns. Helga v. Aufschnaiter

MITTEILUNGEN

Staatsexamen zur Berufsebfähigung

Das Amtsblatt (Gazzetta Ufficiale) Nr. 57 vom 7. März 1959 verlautbart den Erlaß des Unterrichtsministeriums, betreffend die höheren Staatsexamen. Laut Art. 1 des Dekretes werden im Mai und November 1959 die staatlichen Eignungsprüfungen für die Ausübung folgender Berufe abgehalten: Handelsdoktor, Aktuar, Arzt und Chirurg, Chemiker, Pharmazeut, Ingenieur, Architekt, Agronom, Forstsachverständiger, Veterinär und Statistiker. Zu diesen Prüfungssessionen können sich Akademiker melden, die den Dokortitel im akademischen Jahr 1957/58 oder früher erworben haben.

Dem Dekret ist das Verzeichnis der Universitätsstädte beigegeben, unter welchen der Kandidat den Prüfungssitz wählen kann. Laut Art. 5 können Kandidaten deutscher Muttersprache aus der Region Trentino-Südtirol auf besonderes Ansuchen die Examen in deutscher Sprache ablegen und zwar: Handelsdoktor in Venedig; Aktuar in Rom; Arzt-Chirurg, Chemiker, Pharmazeut, Ingenieur und Veterinär in Bologna; Architekt in Venedig; Forstsachverständiger und Agronom in Florenz; Statistiker in Rom.

Die Gesuche um Zulassung zur ersten Prüfungssession (Mai) sind bis spätestens 30. April 1959 einzureichen; zur zweiten Session (November) bis spätestens 30. Juni 1959, und zwar an das Sekretariat der betreffenden Hochschule. Dem Gesuch, das die eigene sowie die Anschrift der Familie enthalten muß, sind beizulegen: Das Doktordiplom in Original oder notariell beglaubigter Abschrift; der Geburtschein; die vom Registeramt ausgestellte Bestätigung über Einzahlung der Prüfungstaxe von 6000 Lire, sowie die Empfangsbestätigung des Oekonomats der Universität über 3000 Lire Beitrag. Falls das Doktordiplom im Original noch nicht ausgestellt ist, kann auch eine Bescheinigung über die erfolgte Promotion beigebracht werden.

Kandidaten, welche das Eignungsexamen weder in der ersten noch in der zweiten Prüfungssession des Jahres 1958 bestanden haben, können das Examen in einer der beiden Sessionen des heurigen Jahres wiederholen.

Die Staatsexamen beginnen am 18. Mai für die erste und am 6. November für die zweite Session und wickeln sich in der vom Präsidenten der Prüfungskommission festgesetzten und am Anschlagbrett der Universität bekanntgegebenen Ordnung ab.

Nähere Auskünfte erteilt die Südtiroler Hochschülerschaft.

Gesuche um Anerkennung der Studientitel

Die Südtiroler Hochschülerschaft übernimmt gänzlich die Erledigung der Gesuche um Anerkennung österreichischer Studientitel. Ein Beauftragter in Rom wird dafür sorgen, daß die auf Grund der Anerkennung verliehenen italienischen Diplome so rasch als möglich den Interessenten direkt zugeleitet werden, so daß sich letztere nach Uebergabe an die Südtiroler Hochschülerschaft der ordnungsgemäß belegten und mit einer auf den Beauftragten in Rom ausgestellten notariellen Vollmacht um nichts mehr zu kümmern brauchen.

Auskünfte beim Sekretariat der Südtiroler Hochschülerschaft, Bozen, Dokt.-Streiter-Gasse 20/II. Tel. 24-6-14, Sprechstunden: Montag bis Freitag von 16 bis 18 Uhr.

Fabrik für Pflanzenschutzmittel
I. & A. MARGESIN
sucht

Agrartechniker

Eintritt möglichst bald.

NÜTZLICHE ADRESSEN

Südtiroler Hochschülerschaft, Bozen, Dr.-Streiter-Gasse 20/II, Tel. 24-6-14; Amtszeit: Montag bis Freitag von 16 bis 18 Uhr.

Anschriften des Vorstandes

Regnsberger Günter: Präsident. Heimatanschrift: Apotheke Sarnthein. Studienanschrift: Innsbruck, Schöpfstraße 4.

Wörndle Wilfried: Vizepräsident und Referent für allgemeine Angelegenheiten. Heimatanschrift: Kastelruth 3. Gegenwärtiger Aufenthalt: Bozen, Runkelsteinerstr. 18.

Berger Karl: Referent für kulturelle und gesellschaftliche Veranstaltungen. Heimatanschrift: Bozen, Kiepachweg 7. Studienanschrift: Wien VIII, Pfeilgasse 4-6, Pfeilheim.

Cescutti Marjan: Referent für Meraner Hochschulwochen. Heimatanschrift: Bozen, Diazstraße 57. Studienanschrift: Innsbruck-Hötting, Margarethinum, Riedgasse 11.

Dr. Frei Matthias: Sozialreferent. Heimatanschrift: Gargazon, Bahnhofstraße 8. Studienanschrift: Wien IX, Fluchtgasse 7/15.

Hofer Albin: Finanzreferent. Heimatanschrift: Niederdorf 78. Gegenwärtiger Aufenthalt: Bozen, Weggensteinstraße 35/II.

Neulichedl Konrad: Pressereferent. Heimatanschrift: Völs a. Schlern Nr. 23. Studienanschrift: Wien IX, Berggasse 18/14.

Sölva Hermann: Referent für besondere Angelegenheiten. Heimatanschrift: Kaltern, Keßlereistraße 3. Studienanschrift: Mailand, c/o Broggi, Via Bertacchi 2.

Karner Dieter: Sonderbeauftragter für Studientitelfragen. Anschrift: Rom, Via Pietro Fedele 15, c/o Ballarini.

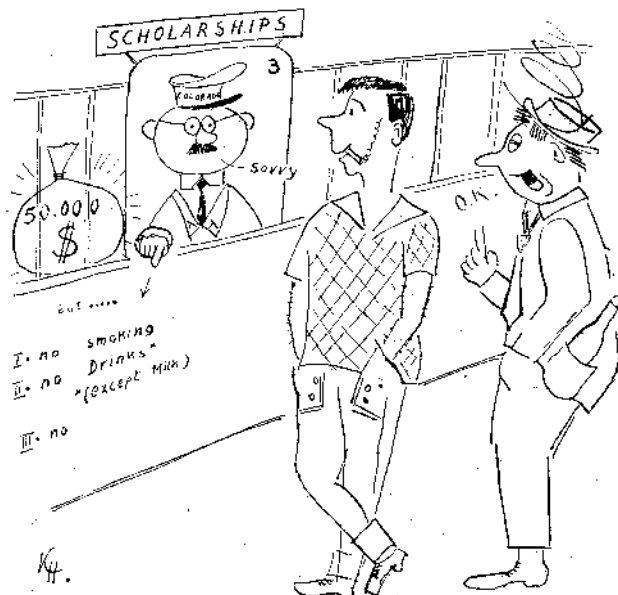
... und des Aufsichtsrates:

Dr. Liebl Max: Anschrift: Bozen, Kornplatz 1.

Senoner Raimund. Heimatanschrift: St. Ulrich, Außerwinkel 44. Studienanschrift: Wien I, Ebendorferstraße 8, III. Stock.

Dr. Springer Kurt: Anschrift: Bozen, Rosministraße 38/III.

(Fortsetzung nächste Seite)



Stipendien zu
verteilen!

An der Universität Colorado gibt es eine Stiftung, Herrick Loan Fund genannt, deren Gelder nur der teilhaftig werden kann, der weder trinkt, raucht noch flucht. Der Verwalter dieses Fonds hat festgestellt, daß es fast ganz unmöglich ist, Stipendien an den Mann zu bringen.

Pharmazeut oder auch
Mediziner

mit abgeschlossenem Studium von
großem deutschem Betrieb für
gut ausbaufähige Stelle in Italien
gesucht.

Um nähere Auskünfte wende
man sich an das Sekretariat der
Südtiroler Hochschülerschaft.

Herausgeber: Südtiroler Hochschülerschaft; Redaktion: Konrad Neulichedl, Josef Zoderer, Alfred Pichler; verantwortlich für den Inhalt: Dr. Rainer Scherich; Graphische Gestaltung: Robert Scherer; Druck: Athesia Bozen; Verwaltung: Südtiroler Hochschülerschaft, Bozen, Dr.-Streiter-Gasse 20/II; Beiträge an: Konrad Neulichedl, Wien IX, Berggasse Nr. 18/14. — Eintragung Tribunale Bozen R. St. 3/56, Dekret vom 18. Juni 1956.

Verbindungsmänner

Bologna: Verbindungsmann: Carl Bar. Eyrl, Bozen, Runkelsteinerstr. 20.
Bonn: Verbindungsmann: Leonhard Paulmichl, Rhöndorf/Honnet, Frankcnweg 70.
Florenz: Verbindungsmann: Luis Plattner, Via Curtatone 12/II.
Graz: Verbindungsmann: Alfred Wallnöfer, Stiftingtalstraße 118.
Kassier: Hugo Senoner, Hafnerriegel 74.
Bude: Prokopigstraße 1/I.
Innsbruck: Verbindungsmann: Adolf Wallnöfer, Innrain 50/A.
Kassier: Max Bliem, Rennweg 12/E.
Bude: Rennweg 12/E.
Mailand: Verbindungsmann: Erhard Steger, Viale Montenero 34.
Kassier: Hermann Sölva, c/o Broggi, Via Bertacchi 2.

München: Verbindungsmann: Peter Wunderlich, München 22, Veterinärstraße Nr. 8, c/o Wiedenhofer.
Kassier: Roman Tirler, München 27, Mauerkirchenstraße 35.
Padua: Verbindungsmann: Robert Tappeiner, Via Marzolo 6.
Kassier: Erwin Walcher, Via Cesare Battisti 81.
Bude: Via Barbarigo 5.
Rom: Verbindungsmann: Hansjörg Schwienbacher, Via Nomentana 421.
Wien: Verbindungsmann: Josef Kamelger, Wien XVII, Neuwaldegerstr. Nr. 18 (Tirolerheim).
Kassier: Heinz Pichler, Wien IX, Zimmermannsgasse 12/10.
Zusammenkünfte: Jeden Freitag um 20 Uhr in der Kath. Hochschulgemeinde, Wien I, Ebendorferstraße 8.

dienadresse zugestellt bekommen, dann aber durchgehend während des ganzen Jahres;

somit erfolgt die Zustellung von nun an nur mehr auf eine Adresse.

Wer den „Fahrenden Skolasten“ auch während des Aufenthaltes am Hochschulort bekommen will, möge seine Familienangehörigen ersuchen, den Weiterversand vorzunehmen.

Es steht zu hoffen, daß auf diese Weise Mißverständnisse beim Versand vermieden werden können.

EUROPA IST GRÖßER

(Fortsetzung von Seite 3)

gunsten des Westens ausfallen. Das kommunistische Stipendiensystem hat enorme Fehler, aber es hat den Vorzug, daß es den Kindern von Bauern und Arbeitern in großer Zahl den Einzug in die Universitäten ermöglicht hat.

Bis zu den Oktober-Ereignissen von Budapest und Warschau glaubte man, gerade in diesen „Akademikern von Staatsgnaden“ die verlässlichsten Träger der kommunistischen Diktaturen sehen zu müssen. Seither wissen wir, daß diese Studentenschaft — aus eigenem Denken und Suchen — ihren Humanismus gefunden hat, der das Gute aus dem Gedankenarsenal des Sozialismus mit dem europäischen Freiheitsideal verbindet. 1956 war das Jahr der ersten Blüte — damals verlangten, unabhängig voneinander, die Studenten Prags, Warschaws und Budapests die Wiederherstellung der demokratischen Freiheiten, und ihre Forderungen — die sie im Wege des dialektischen Denkens, das man ihnen beigebracht hatte, erarbeitet hatten — weiteten sich schließlich, als sie gar Lehrfreiheit, Pressefreiheit, Oppositionsfreiheit und freie Wahlen verlangten — zur Ueberwindung des dialektischen Materialismus aus. Das Jahr der Ernte muß kommen.

„Ich muß bekennen, daß nicht ich es war, der die Jugend zur Einsicht der Freiheit brachte, sondern daß ich von ihr dazu gedrängt wurde!“, gestand im Herbst 1956 der ungarische Dichter Gyula Hay, der heute eingekerkerte Alt-Kommunist aus dem Kreis Bert Brechts. „Ich spürte in den Versammlungen vor jungen Arbeitern und Intellektuellen, daß ihnen all meine Ausführungen hohl und schal vorkamen. Aber je kritischer ich sprach, desto stärker fühlte ich mich von einer unwiderstehlichen Welle der Sympathie dieser Jugend getragen. Wir Schriftsteller haben den Freiheitsdrang unserer Jugend greifbar gespürt.“

Seit Budapest haben wir den Beweis, daß die arbeitende und studierende Jugend im osteuropäischen Raum europäisch ist — uns verbunden und auf uns auch angewiesen. Dies legt uns die Verpflichtung auf, die Verbundenheit auch in umgekehrter Richtung — von Westen nach Osten — wirken zu lassen. Dies gibt uns aber auch die Gewißheit, daß die — trotz allen Eisernen Vorhängen über Grenzen und Minenfelder hinweg geistig wirkende Europa-Idee eines Tages Realität werden wird.

Unsere Aufgabe bis dahin soll's sein, die uns gegebenen Freiheiten auf allen Gebieten so zu nützen, wie's jene dieser Freiheiten beraubten Europäer im Osten tun würden, wenn sie an unsrer Stelle ständen.

Bekanntmachung!

Bisher war die Schriftleitung des „Fahrenden Skolasten“ bestrebt gewesen, den Hochschülern das Blatt an ihren jeweiligen Aufenthaltsort zukommen zu lassen, also während der Studienzeit an die Studienadresse, während der Ferien an die Heimatadresse. Da jedoch die Einteilung in Studienzeit und Ferien an den verschiedenen in- und ausländischen Hochschulen nicht einheitlich ist und das Sekretariat in Bozen auch nicht immer über den Aufenthaltsort der einzelnen Hochschüler

informiert sein konnte, haben sich Verspätungen und Ungenauigkeiten in der Zustellung ergeben.

Um dem abzuwehren, ist nun folgende Regelung getroffen worden:

Der „Fahrende Skolast“ wird fortan den Hochschülern grundsätzlich nur auf die Heimatadresse zugestellt;

nur jene Hochschüler, die es ausdrücklich wünschen und dies dem Sekretariat mitteilen, können den „Fahrenden Skolasten“ auf die Stu-

THEATERBRIEF AUS WIEN

(Fortsetzung von S. 2)

aber wird des Mordes angeklagt und unter Druck des Prinzen von einem feigen Richter zum Tode verurteilt. Daß ein Märchen mit einem obligaten Happy-End ausklingen muß, nachdem das „Böse“ mit Pauken und Trompeten verdammt worden ist, ist wohl selbstverständlich.

Was bleibt, ist Besinnung. Ein kleines goldenes Wägelchen, das der Sohn des Kaufmanns anstatt seines irdenen wollte, hat soviel Unglück ausgelöst. Dabei konnte er nicht einmal die Räder bewegen. Der Dichter scheint uns damit sagen zu wollen: Die Welt gleicht einem Wägelchen, das vom Schicksal, einem launischen Kinde, in den Händen gehalten wird. Wichtig ist es, in all dieser Unsicherheit ein Herz zu bewahren. Und Ferdinand Bruckner, der heute schon nicht mehr unter den Lebenden weilt, hat uns dieses sein verklärtes Alterswerk (er hat das Stück aus dem Altindischen nachgedichtet) als Mahnung geschenkt, daß nur die Berührung mit dem Tode den Menschen weise und wahr macht und ihm die letzten Pforten des Erkennens öffnet.

Die im wahrsten Sinne des Wortes märchenhaft schöne Inszenierung Josef Giclons dürfte wohl die beste sein, die der Genannte seit Kriegsende schaffen konnte. Höchstob gebührt Fred Liewehr und Judith Holzmeister, denn es ist verblüffend, wie diese großen Tragödien die zarten Rollen meistern. Ein munteres Ensemble assistiert.

In der Staatsoper war wohl die österreichische Erstaufführung der Oper „Die Gespräche der Karmeliterinnen“ von Poulenc das weitaus hervorsteckendste

Ereignis der letzten Monate, wenngleich auch Händels Oper „Julius Caesar“ mit Seefried und Wächter und eine glanzvolle „Figaro“-Aufführung unter dem Stabe Herbert von Karajans mit Seefried, Kunz und der grandiosen Gräfin Sena Jurinac sicher bemerkenswert und einer Würdigung wert wären. Francis Poulenc, der Komponist der eben genannten Oper „Die Gespräche der Karmeliterinnen“ hat durch seine dem Wort dienende, unaufdringliche und begleitende Musik ein ungewöhnliches Seelendrama zur Oper werden lassen. Vielleicht darf man Poulenc nicht gerade zu den genialen und schöpferischen Komponisten unserer Zeit rechnen, an Geschick fehlt es ihm aber sicherlich nicht. In den ernsten, klösterlich strengen, einfachen Tönen schwingen öfters Strawinskij-, Ravel- und Berg-Töne mit, ohne irgendwie aber störend zu wirken. Poulenc ist geistreich, sparsam und durchaus tonal, das müssen selbst Pseudokritiker à la Karl Kraus en miniature zugeben.

Der Gesamteindruck war durchaus vollkommen, die Inszenierung von der authentischen Interpretin des Werkes Margarete Wallmann von einer Aussagekraft, wie man sie am Ring schon lange nicht mehr erlebt hatte. Ob freilich Irmgard Seefried die richtige Blanche war, bleibt trotz ihrer ausgezeichneten, maßvollen Stimme dahingestellt. Elisabeth Höngen, Christel Goltz und Anton Dermota zeigten dicke und aussagereiche Leistungen, die Heinrich Hollreiser als Dirigent mit unauffälliger, aber kluger Hand geschickt zu verbinden wußte. Hans Benedikter